

(Nachdruck verboten.)

221

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Bis jetzt hatte Alice den Mund noch nicht aufgethan, sie hielt sich trotz ihres lebhaften und verständigen Blickes bescheiden zurück. Jetzt wehrte sie mit zärtlichem Vorwurf ihrer Mutter ab:

„O, mir, Mama! Habe ich denn etwas, was mir gehört und nicht auch Dein ist?“

„Und wenn Du heiratest, mein Kind?“

„Du weißt doch wohl, daß ich nicht heiraten will!“

Sie hatte das Wort allzu voreilig gesprochen, in ihrer dünnen Stimme schrie der Gram über ihre Vereinsamung laut auf. Mit einem kummervollen Blick gebot ihr die Mutter Schweigen, und beide Frauen schauten einen Augenblick einander an. Sie konnten einander nicht belügen, bei der alltäglichen Gemeinsamkeit des Leidens und des Verschweigens.

Saccard war tief gerührt.

„Frau Gräfin, selbst wenn keine Aktien mehr da wären, würde ich für Sie welche aufreiben. Ja, wenn's sein muß, nehme ich von meinen eignen. . . Ihr Besuch geht mir unendlich nahe, ich fühle mich durch Ihr Vertrauen hochgeehrt. . .“

In diesem Augenblick glaubte er tatsächlich, diese unglücklichen Frauen bereichern zu können, er gewährte ihnen einen Anteil an dem Goldregen, der über ihn und rings um ihn sich ergießen sollte.

Die Damen erhoben sich und wandten sich zum Gehen. Erst an der Thür erlaubte sich die Gräfin eine direkte Anspielung auf die große Angelegenheit, von der man nicht offen sprach.

„Ich habe von meinem Sohn Ferdinand, der in Rom ist, einen tiefbetäubenden Brief über die traurige Stimmung erhalten, welche der angekündigte Abzug unsrer Truppen dort hervorgebracht hat.“

„Geduld!“ rief Saccard überzeugungsvoll, „wir sind da, um alles zu retten.“

Nach tiefen Verbeugungen beiderseits begleitete er die Damen bis zum Hausflur und führte sie diesmal durch das Vorzimmer, welches er frei glaubte.

Als er aber zurückkam, sah er einen langen, hageren Mann von etwa fünfzig Jahren auf einer Bank sitzen. Er sah wie ein Arbeiter im Sonntagsstaat aus und hatte ein hübsches, schlankes und blasses Mädchen von achtzehn Jahren bei sich.

„Was ist, was wollen Sie?“

Das junge Mädchen hatte sich zuerst erhoben. Der Mann, durch diese barocke Anrede eingeschüchtert, begann wirre Entschuldigungen zu stammeln.

„Ich hatte befohlen, alles fortzuschicken! Warum sind Sie noch da? . . . Sagen Sie mir wenigstens Ihren Namen!“

„Dejoie, geehrter Herr, und ich komme mit meiner Tochter Nathalie.“

Von neuem blieb der Mann stecken, so daß Saccard ungeduldig ihn zur Thüre hinausdrängen wollte, als er schließlich herausbrachte, daß Frau Karoline den Mann seit langer Zeit kenne und ihm gesagt habe, er solle hier warten.

„So! Sie sind durch Frau Karoline empfohlen! Das hätten Sie gleich sagen sollen. . . Treten Sie ein und machen Sie's kurz, denn ich bin sehr hungrig.“

Im Arbeitszimmer ließ er Dejoie und Nathalie nicht Platz nehmen und setzte sich selbst nicht einmal nieder, um rascher mit ihnen fertig zu werden. Maxime, der nach dem Weggang der Gräfin seinen Lehnstuhl verlassen hatte, besah nicht einmal die Rücksicht, beiseite zu treten, sondern schaute den Neueingetretenen neugierig ins Gesicht.

Dejoie erzählte vorläufig seine Lebensgeschichte:

„So ist die Sache, verehrter Herr. . . Nach Ablauf meines Militärdienstes bin ich als Bureaudienner bei Herrn Durieu, dem Mann der Frau Karoline, eingetreten, der damals noch lebte und Bierbrauer war. Dann bin ich zu Herrn Lambertier gekommen, dem Kommissionär an den Markthallen. Dann bin ich zu Herrn Maisot gekommen, einem Bankier, den Sie wohl kennen werden: vor zwei

Monaten hat er sich eine Kugel durch den Kopf geschossen, und nun bin ich stellenlos. . . Vor allem muß ich Ihnen sagen, daß ich geheiratet habe. Ja, ich heiratete meine Frau Josephine, als ich gerade bei Herrn Durieu war, und sie war Köchin bei der Schwägerin meines Herrn, bei Frau Lebèque, welche Frau Karoline gut gekannt hat. Alsdann, wie ich bei Herrn Lambertier war, konnte sie im Hause keine Stelle erhalten und ist zu einem Arzt nach Grenelle gekommen, einem Herrn Renaudin. Dann trat sie in den Laden zu den drei Brüdern ein, in der Rue Rambuteau, wo ein fortwährendes Pech wollte, daß für mich nie eine Stelle frei war. . .“

„Und kurz,“ unterbrach ihn Saccard, „Sie sind gekommen, um von mir eine Anstellung zu erbitten?“

Dejoie aber wollte den Kummer seines Lebens ausführlich auseinandersetzen, das Unglück, welches er gehabt hatte, eine Herrschaftsköchin zu heiraten, ohne daß es ihm je gelungen wäre, im gleichen Hause mit ihr einen Dienst zu erhalten. Es war fast, als ob man nicht verheiratet gewesen wäre. Man hatte nie ein gemeinsames Zimmer, man sah sich in Wirtshäusern und küßte sich hinter den Küchentüren. Dann wurde ihnen eine Tochter Nathalie geboren, die man bis zum achten Jahre in Pflege geben mußte, bis der Vater, dem das Kleinsten lästig war, sie in sein enges Dienerkämmerchen genommen hatte. So war er die wirkliche Mutter der Kleinen geworden. Er erzog sie, führte sie zur Schule, überwachte sie mit unendlicher Sorgfalt; sein Herz strömte über von einer stetig wachsenden Zärtlichkeit zum Kinde.

„O, ich kann wohl sagen, mein Herr, sie hat mir Freude gemacht. . . Sie ist gebildet, ist sitzhaft, und wie Sie sehen, kommt ihr keine gleich an Nettigkeit.“

In der That fand Saccard das Mädchen reizend, diese blonde Blüte des Pariser Pflasters, mit ihrer schwächlichen Anmut und ihren großen, unter den Locken ihres hellen Haares hervorblickenden Augen.

„Und so ist jetzt das Mädchel im Alter, zu heiraten, und da bietet sich gerade eine gute Partie, der Sohn unsres Nachbarn, des Buchbinders. Aber der Mann will sein eigenes Geschäft gründen und verlangt sechstausend Franc. Das ist nicht zu viel, er könnte schon höhere Ansprüche machen. . . Ich muß Ihnen nämlich sagen, daß ich vor vier Jahren meine Frau verloren habe, und daß sie uns ihre Ersparnisse hinterließ, ihre kleinen Nebenberufe als Köchin, nicht wahr? . . . Ich besitze viertausend Franc, das sind aber keine sechstausend, und der junge Mann hat Gile und Nathalie auch.“

Das junge Mädchen, welches lächelnd mit dem so kühlen und entschiedenen Blick seiner hellen Augen zuhörte, nickte ein eifriges Ja!

„Ganz gewiß. . . das ist kein Spaß für mich, ich will zu Ende kommen, so oder so.“

Wieder fiel ihnen Saccard ins Wort. Er hatte den Mann durchsahnt: beschränkt, aber sehr ehrlich, sehr gutmütig und von ausgezeichneter militärischer Zucht. Ueberdies genügte es, daß er im Namen von Frau Karoline kam.

„Ganz recht, bester Freund, ich werde demnächst eine Zeitung kaufen und nehme Sie als Bureaudienner. Lassen Sie mir Ihre Adresse da, und auf Wiedersehen.“

Indessen ging Dejoie noch nicht weg und fuhr verlegen fort:

„Der Herr ist sehr gütig, ich nehme die Stelle mit Dankbarkeit an, weil ich schon arbeiten muß, wenn einmal meine Nathalie untergebracht ist. . . Aber ich war eigentlich wegen eines andren Anliegens gekommen. . . Ja wohl, durch Frau Karoline und von anderer Seite habe ich erfahren, daß der Herr bald in große Unternehmungen sich einlassen wird und daß er dann seinen Freunden und Bekannten jeden ihm beliebigen Gewinn zukommen läßt. . . Wenn nun der Herr die Güte hätte, für uns etwas zu thun, wenn der Herr uns vielleicht von seinen Aktien geben wollte. . .“

Ein zweites Mal fühlte sich Saccard gerührt, noch tiefer gerührt als vorhin, da die Gräfin ihm ebenfalls die Mitgift ihrer Tochter anvertraut hatte.

Dieser einfache Mann, dieser kleine Kapitalist mit den Sou für Sou zusammengescharrten Ersparnissen, vertrat er nicht die gläubige, vertrauensselige Menge, die große Menge, welche die zahlreiche und festgegründete Kundenschaft ausmacht, die fanatische Heerschar, welche eine Kreditanstalt mit unüberwindlicher Macht wappnet? Wenn dieser Biedermann

so dahergelaufen kam, noch vor Beginn jeglicher Rede, wie würde es erst kommen, wenn einmal die Schalter eröffnet wären?

Gerührt lächelte er diesem ersten kleinen Aktionär zu. In ihm sah er die Vorbedeutung eines mächtigen Erfolges. „Abgemacht, mein Lieber, Ihr sollt Aktien haben.“

Dejoies Gesicht erstarrte wie bei der Ankündigung einer unvorhofften Gnade.

„Der Herr sind gar zu gütig . . . Nicht wahr, in einem halben Jahre kann ich wohl mit meinen viertausend Frank noch zweitausend gewinnen, so daß ich die Summe vervollständigenden kann? . . . Und wenn's dem Herrn recht ist, will ich lieber die Sache gleich in Ordnung bringen, ich habe das Geld mitgebracht . . .“

Er suchte in der Tasche und suchte einen Briefumschlag hervor, den er Saccard überreichte. Starr und wortlos, bei diesem letzten Zug des Vertrauens von inniger Bewunderung hingerissen, lachte jetzt der gewaltige Freiberger herzlich auf, der schon so viele Vermögen geentert hatte, und sagte den ehrlichen Entschluß, auch diesen glaubensjungen Menschen zu bereichern.

„Aber, mein Vester, so geht die Sache nicht zu! Behalten Sie Ihr Geld. Ich will Sie einzeichnen, und Sie werden zu geeigneter Zeit einzahlen.“

Diesmal entließ er die beiden, nachdem Dejoie seine Tochter aufgefordert hatte, ihm den Dank auszusprechen. Ein Lächeln der Befriedigung erhellte jetzt die schönen, harten und unschuldigen Augen des Mädchens.

Als Maxime sich endlich mit seinem Vater wieder allein sah, sagte er mit seinem unerschämten spöttischen Ton:

„Du stattest also jetzt junge Mädchen aus!“

„Warum nicht?“ erwiderte fröhlich Saccard. „Es ist eine gute Geldanlage, wenn man andre beglückt.“

Er schob einige Papiere zurecht, ehe er sein Arbeitszimmer verließ. Dann fragte er plötzlich:

„Und Du, willst Du keine Aktien?“

Maxime, der mit kleinen Schritten auf und ab ging, machte sofort Kehrt und pflanzte sich vor seinem Vater auf.

„Nein, fürwahr nein! Hältst Du mich denn für einen Schafskopf?“

Saccard machte eine zornige Bewegung; er fand die Antwort rücksichtslos und unerschütterlich. Schon wollte er ihm zurufen, das Geschäft sei in Wahrheit prächtig, er halte seinen Vater für wirklich gar zu thöricht, wenn er ihn für einen gewöhnlichen Ganner ansehe, wie die andren Gründer; aber als er auf ihn blickte, überkam ihn Mitleid mit seinem armen Jungen, der mit fünfundsiebzig Jahren schon abgelebt, bedächtig, ja selbst geizig war, den das Laister so frühzeitig gealtert und um seine Gesundheit so ängstlich gemacht hatte, daß er sich keine Ausgabe und keinen Genuß zu gönnen wagte, ehe er über den etwaigen Vorteil einen Ueberschlag gemacht hatte.

Rasch getrübt und stolz auf die leidenschaftliche Unflughheit seiner fünfzig Jahre, lachte Saccard wieder und klopfte seinem Sohne auf die Schulter:

„Nun, auf zu Tisch, armer Kleiner! und nimm Deine Rheumatismen wohl in acht!“

Am zweitfolgenden Tage, am 5. Oktober, begab sich Saccard, von Hamelin und Daigremont begleitet, zu dem Notar Lelorrain in der Rue Saint-Anne. Dieser nahm eine Urkunde auf, wonach unter der Bezeichnung „Banque-Universelle-Gesellschaft“ sich eine Aktiengesellschaft aufstalt mit einem Grundkapital von fünfundsiebzig Millionen, eingeteilt in fünfzigtausend Aktien zu je fünfshundert Frank, wovon nur ein Viertel bar eingezahlt war. Der Sitz der Gesellschaft befand sich in der Rue Saint-Lazare im Hotel Orviedo. Ein Exemplar der Statuten wurde in Gemäßheit der Urchrift im Geschäftszimmer des Notars niedergelegt.

In jenem Tage schien eine sehr helle Herbstsonne; als die Herren aus dem Hause des Notars traten, zündeten sie eine Cigarre an und schlenderten langsam den Boulevard und die Chaussee d'Antin hinauf, lebensfreudig und lustig wie entsprungene Schulknaben.

Die konstituierende Generalversammlung fand erst in der nächsten Woche in einem kleinen Balllokal der Rue Blanche statt, in welchem nach Vergantung des früheren Inhabers ein Unternehmer versuchsweise Gemälde-Ausstellungen veranstaltete.

Die Mitglieder des Konsortiums hatten bereits die gezeichneten Aktien untergebracht, die sie nicht behalten wollten. So erschienen denn hundertundzweiundzwanzig Aktionäre, welche fast vierzigtausend Aktien vertraten, was eine Gesamt-

zahl von zweitausend Stimmen hätte ergeben sollen, da der Besitz von zwanzig Aktien erforderlich ist, um Sitz und Stimme in der Versammlung zu haben. Weil jedoch ein Aktionär nie mehr als zehn Stimmen auf seine Person vereinigen darf, wie groß auch die Zahl seiner Aktien sein mag, so betrug die genaue Zahl der Stimmen eintausendsechshundertdreiundvierzig.

Saccard hatte ausdrücklich verlangt, daß Hamelin den Vorsitz führte, und sich selbst freiwillig unter der Menge verloren. Den Ingenieur und sich hatte er für je fünfshundert Aktien eingetragen, die durch fingierte Buchung gezahlt werden sollten. Alle Mitglieder des Konsortiums waren anwesend: Daigremont, Suret, Sédille, Kolb, der Marquis de Vohain, jeder mit der Gruppe von Aktionären, die unter seinen Befehlen marschierte. In der Versammlung bemerkte man ferner Sabatani, einen der bedeutendsten Subskribenten, ebenso Zantron, sowie mehrere höhere Angestellte der Bank, die seit zwei Tagen ihren Dienst angetreten hatten. Alle zu fassenden Beschlüsse waren so gut vorausberechnet und festgesetzt, daß nie eine konstituierende Generalversammlung so schön, so ruhig, so einfach und so einträchtig verlief. Mit Einstimmigkeit wurde die Richtigkeit und Vollständigkeit der Erklärung anerkannt, wonach das Kapital voll gezeichnet, sowie die Einzahlung von hundertundfünfundsiebzig Frank per Aktie geschehen sei. Dann erklärte man feierlich die Gesellschaft für konstituiert. Hierauf schritt man zur Wahl des Aufsichtsrates. Derselbe sollte aus zwanzig Mitgliedern bestehen, die außer den auf einen Gesamtbetrag von fünfzigtausend Frank jährlich bezifferten Sitzungsgebühren in Gemäßheit eines Paragraphen der Satzungen zehn Prozent vom Reingewinn als Lantime beziehen sollten. Da dies nicht zu verachten war, hatte jedes Mitglied des Konsortiums in den Aufsichtsrat einzutreten verlangt; so gingen den Daigremont, Suret, Sédille, Kolb, der Marquis de Vohain, ebenso Hamelin, den man als Vorsitzenden vorschlagen wollte, selbstverständlich an der Spitze des Wahlvorschlages durch, nach ihnen vierzehn unbedeutendere Männer, die unter den gefügigsten und angesehensten der Aktionäre ausgelesen waren.

Saccard, der bisher im Dunkel des Hintergrundes geblieben, trat endlich hervor, als der Augenblick gekommen war, einen Direktor zu wählen. Sobald Hamelin ihn vorschlug, begrüßte ein heisälliges Murmeln seinen Namen. Auch er wurde einstimmig gewählt. Nun erübrigte noch die Wahl der beiden Rechnungsprüfer, denen die Pflicht obliegt, der Generalversammlung über die angegebene Bilanz Bericht zu erstatten und so die von Vorstand und Aufsichtsrat vorgelegten Rechnungen einer Durchsicht zu unterwerfen. Zu diesem ebenso heiklen wie überflüssigen Amte hatte Saccard einen gewissen Rouffean und einen gewissen Lavignière ausgesehen. Der erstere war vom zweiten völlig abhängig, und dieser, ein langer, blonder, sehr höflicher Herr, sagte immer ja, da ihn die Sehnsucht verzehrte, später in den Aufsichtsrat einzutreten, wenn man mit seinen Diensten zufrieden wäre.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Dir sei vergeben!

Von Abo Karrotom.

Marja Alexejewna rief ihrem Manne aus dem Klappfenster auf die Straße nach:

„Dssip, Du gehst also wirklich zum Väterchen?“

Dssip Imofentjewitsch, ein bekannter Großkaufmann, lehnte sich nach der Auserin um, antwortete aber nichts, sondern murmelte nur etwas in den Bart.

„Ueberlege es Dir noch, Dssip.“

„Weibertraß! Das Gewissen läßt mir keine Ruhe, ich will mich mit dem Väterchen aussprechen.“

Dssip Imofentjewitsch ging mit großen Schritten seines Weges, nach dem Wasserturm zu. Er war klein von Wuchs und etwas starr; sein langer schäbiger Leibrock glänzte an der Taille und am Gesäß. Wer ihn ansah, mußte meinen, daß er großen Gedanken nachhing, denn er hielt seinen Kopf hoch und sandte Blicke in die Welt hinaus, als wollte er jeden Moment irgend etwas erreichen. Es war merkwürdig, daß ein solcher Mann Gewissensbeschwerden hatte. Aber richtig mußte es schon sein, da er zum Popen ging.

Marja Alexejewna schaute noch zum Fenster hinaus. Sie seufzte und seufzte. Die Welt schien ihr zu dumm, sie kam sich als der einzige kluge Mensch darin vor.

„Gut,“ dachte sie bei sich, „mag nur mein Mann gegen meinen Willen gehen. In der Küche kocht Linsensuppe, die Dssip immer so

gern ist; mag sie anbreiten. Nachmittags hol ich ihm auch nicht den neuen Popowischen Thee."

In schnellem Trab fuhr eine Mietsdroschke die Straße herauf. Der Kutscher schlug mit der Peitsche auf das Pferd, daß es immer schneller lief. Im Gefährt saß ein Mann im Anstrich eines Geistlichen, mit langem, im Winde flatternden Haar. Der Mann wollte an Maria Alexejewna vorüberfahren.

Als die Kaufmannsfrau ihn gewahrte, rief sie:

"Gott steh mir bei, das ist ja Väterchen, das ist ja Timofei, zu dem mein Mann ging. Mein Mann trägt seinen Stopf so hoch und guckt immer das an, was ihm über der Nase steht; und so wird er Väterchen nicht bemerkt haben."

Laute Zurufe erschallten, der Pope sollte anhalten.

Der Geistliche ließ den Kutscher halten, stieg aus und ging zu dem Hause, aus welchem die Frau ihn gerufen hatte.

Maria Alexejewna eilte dem Mann der Kirche bis zur Treppe entgegen.

"Schönen guten Tag, Väterchen. Ich bin die Kaufmannsfrau Maria Alexejewna Schwalynskaja. Ich gehöre zu Ihrer Gemeinde. Mein Mann, Ossip Imolentjewitsch, begab sich vor einer Viertelstunde zu Ihnen. Er will Sie dringend sprechen, Väterchen, um trifft er Sie aber nicht an."

"Aha, allerdings, er dürfte mich schwerlich antreffen. In welcher Angelegenheit will Ihr Mann mich sprechen?"

"Ihm schlägt das Gewissen, Väterchen."

"Oho! Ihm schlägt das Gewissen?"

"Ja, denken Sie sich, Väterchen, ihm schlägt das Gewissen."

"Was hat Ihr Mann denn verbrochen?" fragte der Geistliche.

"Gar nichts," erklärte die Frau überzeugt und fast grollend, "was so'n unklarer Kopf wohl verbrochen könnte! Er verkaufte neulich einen großen Posten Hasenfelle an eine Moskauer Firma und erhandelte sich einen schönen Preis. Ach, mein Väterchen, lauter solche Summen waren's, die man erst an allen zehn Fingern zusammenzählen muß. Na ja, in die Hasenfelle waren Motten gekommen, das Haar war hin und wieder etwas lose. Das wußte mein Mann, aber er hat die Felle doch für fehlerfrei verkauft. Nun, Väterchen, finden Sie was dabei? Geschäft ist Geschäft. Mein Mann macht sich jedoch ein Gewissen daraus und redet von Betrug. Eigentlich muß ich noch etwas hinzufügen: Das Moskauer Haus hat die Hasenfelle noch nicht bezahlt und mein Mann fürchtet, daß es am Ende gar nicht bezahlen wird, wenn es den Betrug merkt. Was sagen Sie zu solchem Müdenjäger, Väterchen?"

Im Gesicht des Popen war nach dieser Erzählung keine Aenderung vor sich gegangen.

"So, das wollte Ihr Mann beichten? Hasenfelle... Ja... Hasenfelle. Offen gesagt, ein Fall mit Hasenfellen ist mir noch nicht vorgekommen."

"Jetzt seien Sie so gut, Väterchen, und kommen Sie in unsere Wohnung. Mein Mann muß von seinem vergeblichen Gange gleich zurückkommen und dann können Sie ihm den Kopf zurechtsetzen."

Der Pope wehrte mit beiden Händen.

"Nein, liebe, gute Frau, nein! Ich muß nach dem Klavierdepot von Sterinow fahren. Muß, muß! Was glauben Sie, meine Anastasia wird morgen sechzehn Jahre alt, ich muß ihr ein Klavier schenken. Sie liegt mir schon lange in den Ohren damit. Ach, gute Frau, viel Geld wollen die Leute für ihre Ware. 500 Rubel, gleich ein ganzer Haufen Papier! Ich nehme auf Abzahlung, natürlich, Gott, ich bin ja nur ein Pope. Aber weil ich auf Abzahlung nehme, muß ich 50 Rubel mehr zahlen. Und das liegt mir wie ein Stein auf der Brust; für 50 Rubel könnte ich mir einen schönen seidenen Anstrich kaufen. Was ich Ihnen sagen will, Maria Alexejewna, nach der Fahrt stehe ich Ihrem Namen zur Verfügung. Er kann mir gleich folgen und mich aufsuchen."

"Aber wo kann er Sie finden, Väterchen?"

"Ja, wo? Im Gasthof Konsti giebt's schöne, weiche Essojas und immer frische, warme Saratower Würstchen, aber in den Gasthof darf unseiner nicht gehen. Am besten wird's sein, Maria Alexejewna, daß ich auf der Rückfahrt bei Ihnen vorkomme. Sagen Sie Ihrem Mann, er soll zu Hause bleiben und auf mich warten." Maria Alexejewna brachte glücklich eine achtungsvolle Verbeugung zu stande, und der Pope fuhr seines Weges.

Nicht lange darauf kam Ossip Imolentjewitsch zurück. Er fluchte, daß er den Popen nicht zu Hause gefunden hatte.

Seine Frau erzählte ihm, was inzwischen vorgefallen war. Ossip sagte dazu immer nur: "Aha, aha, aha!" Als Maria Alexejewna mit ihrer Erzählung zu Ende war, ließ ihr Mann sich schwer in einen Armstuhl fallen und sprach das einzige Wort: "So, verstehe!" Es klingelte, ein Depechenbote brachte ein Telegramm.

Der Kaufmann erbrach das Telegramm und las es.

Der Moskauer Kaufmann, der die Hasenfelle gekauft hatte, teilte mit, daß er das Bankhaus Chlystikow und Söhne telegraphisch angewiesen habe, ihm die Kaufsumme auszusahlen.

Eine große Unruhe ergriff Ossip Imolentjewitsch. Er schlug mit seiner Rechten wiederholt auf sein Knie, daß es klatschte.

"Ich Efel, warum entschloß ich mich, zum Popen zu gehen? Jetzt ist ja alles in schönster Ordnung!"

Da die Sache mit dem Popen durch die voreilige Maria Alexejewna nun aber schon eingerührt war, blieb Ossip Imolentjewitsch nichts andres übrig, als auf den Geistlichen zu warten. Väterchen Timofei kam bald. Er trug, als er eintrat, eine strenge Miene zur Schau, so daß der Kaufmann sich darüber hätte

wundern müssen, wenn er früher die ausgesprochene Gleichgültigkeit in seinem Wesen gesehen haben würde.

Ossip Imolentjewitsch machte vor dem Gast eine tiefe Verbeugung, wie sie einem Geistlichen gebührte.

"Also so steht's mit Ihnen, mein lieber Freund?! Ich weiß alles, Ihre Ehefrau hat's mir erzählt."

Der Kaufmann erwiderte:

"O, nicht so schlimm, Väterchen, nicht so schlimm. Es war mehr ein Scherz von mir, daß ich ausging, Ihren geistlichen Bestand zu suchen."

"Sie thun Sünde mit diesen Worten, mein Freund," bemerkte der Pope ernst. "Sagen Sie doch, wie groß ist die Summe, die Sie für die mottigen Hasenfelle zu bekommen haben."

Ossip Imolentjewitsch nannte die Summe.

Väterchen wiederholte die Summe mit Stutzen und Respekt vor den Zahlen. Er entschied: "Das ist ein großer Betrag, eine große Sünde, mein Freund." Wer weiß, woher dem Manne der Kirche solch ein Empfinden kam, daß er sich in seiner Kleidung bequem machen und behaglich auf dem Familiensofa unter der künstlichen Palme Platz nehmen mußte.

"Die Summe ist bereits angewiesen," bemerkte der Kaufmann trocken, wobei jedoch wieder eine Ängstlichkeit über ihn zu kommen schien.

"Schon angewiesen?" wiederholte der Pope. "Hm, hm, schon angewiesen? Ich muß sagen, mein Freund, um so größer ist Ihre Sünde."

Der Geistliche legte dem Handelsmann den Charakter seiner Sünde und mit noch viel größerer Anschaulichkeit die Folgen einer absichtlich begangenen Sünde dar. Er sprach langsam, mit schwerem Ernst. Dann hieß er den verlorenen Weltmenschen seine That bereuen.

"Bereuen?" fragte Ossip Imolentjewitsch.

"Zawohl. Sie sollen die That bereuen, erst dann kann Ihnen vergeben werden."

"Wie soll ich denn aber das anfangen?"

"Sie sind wirklich ein gottloser Mensch, mein Freund, daß Sie so fragen können!" rügte der Pope mit einem Anflug von Enttäuschung.

Väterchen Timofei erklärte dem Kaufmann, was Neue sei.

Der weitere Verlauf der Unterredung nahm nur etwa zehn Minuten in Anspruch.

Der Pope bemerkte an dem Kaufmann wirkliche, wahre Reue. Wer der Kirche etwas schenkt, beweist immer, daß er der Kirche noch nicht verloren ist. Der Kaufmann behielt immerhin noch 1700 Rubel von der Summe für die Hasenfelle übrig, und das war mehr als genug für die verdorbene Ware.

In diesem Augenblick trat Maria Alexejewna aus der Küche ein, meldete, daß die Linsensuppe fertig sei, und bat Väterchen Timofei, zu Mittag zu bleiben, was sie sich zu einer großen Ehre anrechnen würde.

Der Pope dankte sehr herzlich für die gütige Aufforderung, bedauerte aber, keine Zeit zu haben.

Als er das Haus des Kaufmanns verließ, murmelte er: "Gar bezahlt, dann ist's um fünfzig Rubel billiger. Fünfzig Rubel sind ein großes Stück Geld... ich danke!"

Kleines feuilleton.

th. Waisenmädchen. Hinter dem großen Waisenhanse zog sich der Garten hin; ein länglich schmales Biered mit sechs dürrigen Kastanienbäumen, lag er zwischen hohen, verdrückten Hinterhäusern: ein wahrer Spott auf einen Garten. Die Waisenmädchen schienen das nicht zu empfinden. Arm in Arm gingen die größeren unter den sprossenden Bäumen auf und ab. Die Aufseherin erlaubte ihnen kein „wildes Toben“. Die allerkleinsten hatten sich in Sand gefast und tanzten Ringelreihen. Sie trugen alle die dürftige Anstaltsstracht: rötlich karierte Ginghamkleider und rosa Schürzen, die kurzen Kermel gaben die nackten Kinderarme jeder Zugluft preis. Sechs bis sieben hatten sich im Winkel neben den Turngeräten zusammengefunden: verschiedene Größen und jedes Alter, ein paar Elf-, Zwölfjährige und ein paar jüngere, dazwischen auch eine ganz große von ziemlich vierzehn Jahren. Sie steckten die Köpfe zusammen und tuschelten und warfen scherz, beinahe ängstliche Blicke nach der großen Thür des Waisenhanse. Als die Thür ging und eine Aufseherin heraustrat, zudte die Kleinsten erschreckt zusammen. „Jetzt holt se Dir...“, sagte eine von den größeren. Grausam, wie halbwüchsige Kinder sind, hatte sie offenbar ihren Spaß an dem jähen Entsetzen der Gefährtin. Die ganz Große patzte ihr aber böse auf die Schulter: „Nach' doch die Kleene nich ängstlich, Kätek! Die holt Dir ja nich, mein Viechtin!; sie zog die Kleinsten auf ihren Schoß; „Heut' hol'n se überhaupt keinen nich mehr; 's is zwölfe und nach' zwölfe wird keiner mehr austjegeben.“

„Ra dann holen se einen morgen!“ sagte Käte schnippisch.

„Det weecht ja jar nich.“

„Zantt Euch nich, Kinder,“ rief eine dritte, ein kleines ledes blondes Ding mit einem dünnen Mouschewanzgen; es drehte sich auf dem Absatz, daß sein Zöpfchen flog: „Seid froh, wenn Ihr geholt werdet! Ich wär' froh, wenn se mir heut' holten! Reo, bloß nich hier bleiben ins Waisenhaus, lieber bei Pflège-Eltern, da

Kommt man doch wieder auf die Straße und kriegt noch alle Tage Erbsen oder Linsen“.

„Und braucht nicht in Waisenzug zu gehen, wo se alle sagen: Ha, 'n Waisennädchen!“

Käte warf einen trübseitigen Blick auf ihr Ginghamkleid.

„Und vielleicht kommt man wo auf 'n Dorf,“ fiel eine andre ein, „und denn kann man in'n Garten und in'n Wald und das is'ville schöner als in's Waisenhau.“

„Nu ja, auf 'n Dorf möcht' ich auch!“ Das kleine Lieschen juchzte und klatschte in die Hände. Der Gedanke, zu Pflege-Eltern zu kommen, schien ihm durchaus nicht mehr so fürchtbar. Die Große verzog indessen den Mund: „Nee, nich auf 'n Dorf! In 'n Garten jehn? Det is man auch so, dazu nehmen se sich aufs Dorf keene Waisenkinder, da muß man de Küche hüten und Kartoffeln buddeln... ich will lieber in de Stadt bei meine Leute.“

„Ja, bei meine Leute is' besser!“ Eine von den Kleineren nickte ihr Beifall: „... Die lange Lene is auch bei meine Leute gekommen, die jehst jehst mit 'n Sammthut und 'n Mantel und darf in de seine Schule jehn.“ Sie erzählte es sehr wichtig.

„Nu ja, die lange Lene,“ sagte Käte, „de lange Lene war auch 'ne ganze Waife. So 'ne wie uns, wo de Mutter noch lebt, die nehmen die feinen Leute ja nich.“

„Trude nehmen die feinen Leute so'ne! Die Trude Müller hat auch noch 'ne Mutter; und is auch bei meine Leute gekommen... Sogar bei 'n Magistratssekretär.“ Die Große sah Käte herausfordernd an.

„Zavoll, bei einen mit drei Kinder,“ Käte sagte, „und 's Älteste is erst drei Monate. Und ich war mit oben, wie se sich vorstellte, und id mußte mir mit vorstellen; und dann hat de Frau jesagt, ich wär' zu klein und hat de Trude genommen, weil se stärker is. Und warum soll' sen stärker sein? Weil se sich mit de Kinder pudeln soll' Zavoll, det is bei de feine Leute.“

„Aber so is et doch nich bei alle.“ Die Große wollte sich nicht unterkriegen lassen: „Nee, alle haben keine Kinder.“

„Ach Jott, dann haben se wat anders.“

Die es sagte, war ein kleines, vermidertes Geschöpf, dem man seine dreizehn Jahre absolut nicht ansah. Es hatte sich bisher schweigsam verhalten und mit müden Augen in die Ecke geblickt. Nun drehte es sich zu den andern; seine Stimme hatte etwas Altfluges, wie die Stimme einer alten Frau.

„Denn haben se wat anders,“ wiederholte die Kleine, „ich bin doch bei 'n Väder gewesen, da soll' ich Frühstück tragen, und dann haben se mir wieder abgeben, weil ich der nich aushielt; immer alle Morjen de Treppen rauf und runter laufen. Und denn bin ich bei 'n Buchhalter gekommen; det war 'n ganz feiner bei de Bank und se hatten drei Zimmer in de Solmsstraße, aber id hab' auf 'n Hängeboden schlafen müssen und bloß morjens hatten se 'ne Aufwärterin und denn hat de Frau jesagt, det andre macht se sich alleine, aber id hab' machen müssen: abwaschen und de Fenster pugen... bis se ooch endlich sagte, ich wär' zu schwach und mir wieder herjab.“ Sie brach ab und hustete. Die lange Rede hatte sie angegriffen. Die übrigen schwiegen und sahen bestürzt und nachdenklich drein. Käte nahm zuerst wieder das Wort: „Meine älteste Schwester hat's auch so schlecht, die is bei 'n Küster im Vorort und muß de ganze Arbeit alleine machen, und wenn se nich kann, schimpft de Frau und schlägt und sagt, se will nich und se wär' undankbar und de Arbeit kam' ihr zu, weil se 'n Arbeiterkind wär', und se soll' man arbeiten, det müßt' ihr Dank sein, weil ihr der liebe Jott 'ne Pflegemutter jeeben hat. Die Frau is nämlich 'ne fürchtbar fromme Frau.“

„Ja,“ sagte die Große, „die sind immer so... Denn is et überhaupt schon das beste, man bleibt ins' Waisenhau.“

„Und ist alle Tage Bohnen und Linsen und kommt nie raus?“ fragte die Kleine mit dem Mausechwänzchen. „Mjeh, das wär' gräßlich!“

„Aber bei de Pflege-Eltern is et manchmal noch jrästlicher!“

„Det is überhaupt alles eens,“ nickte die Vermiderte mit dem altflugen Blick, „Waisenhau oder Pflege-Eltern, det is alles eens, wenn man 'n Waisennädchen is.“

Theater.

Thalia-Theater. Mit ihrer am letzten Dienstag erstmalig zur Aufführung gebrachten Ausstattungsposse „Der Posaunen-Engel“ dürften die Herren Jean Kren und Alfred Schönfeld nachhaltige Erfolge zu erwarten haben. Das Textgerippe ist ja wohl mager und alltäglich; aber recht wirksam lunterbunt zusammengearbeitet. Erzählen läßt es sich kaum. Der Krimstrams handelt von zwei Biedereren Vädermeistern aus Pasewalk und Neuhuppen, die nach Berlin gehen, um sich zu amüsieren. Sie thun das als Pseudo-Majore. Was sie da nun in einem Artisten-Hotel erleben, wie sie von ihren Ehefrauen erwischt werden u., das ist der „Kern“ der Handlung. Das leichte, frohe Wöllchen der Artisten schwirrt zwischen durch und um und um. Die Bilder wecheln wie im Kaleidoskop. Es entwickelt sich eine lebhaft frische und farbigkeit, die bis zur Groteske eines Cirkus-Variétés gesteigert erscheint. Julius Einödshofer und Max Schmidt haben zum Ganzen eine, wenn auch nicht sehr originale, so doch treffende musikalische Illustration geliefert und dadurch den Effekt wesentlich erhöht. Guido Thielcher ist natürlich die Hauptrolle zugefallen. Man amüsiert sich über den komischen „Posaunen-Engel“ schon an und für sich. Wenn er aber schließlich noch als Spreewald-Ammen sein Unwesen treibt und nebst andrem auch die Witz Duncan parodiert,

Verantwortlicher Redakteur: Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag: Bornwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

dann erregt er nicht bloß jubelnde Heiterkeit, nein, wieherndes Gelächter. Fritz Helmerding brillierte als famozer Pseudomajor und Simulant, Gerda Walde als unwiderstehliche Czardasprinzessin. Josephine Dora sprudelte voller unverfälschter Rheinlandskaune. Sie, mit Leonore B o j e und Else W a n n o b i u s als weibliche Slovaks, boten übrigens eine urkomische, da capo verlangte Artistenummer. Auch die russische Gruppe, mit Ernst F o r m e s als trefflicher Sänger und geschickter Tänzer voran, mußte wiederholen. Kurz, alle Mitwirkenden, sogar die malerisch kostümierten Corpsdamen minton, saugen und sprangen mit ausgelassenster Lust und Schneid. Der Geist der Langeweile kann da nicht aufkommen — und das ist doch schließlich das Beste. — e. k.

Technisches.

— **Pneumatische Anstreichmaschine.** Der Ersatz des Pinsels durch Anstreichmaschinen bedeutet eine der größten Ersparnisse an Arbeit, die je durch die Anwendung von Maschinen gemacht worden sind. In Amerika sind zum Streichen oder Tünchen großer Häuser viele Tausende dieser Maschinen, die von F. E. Hood in Hudson, Mich. hergestellt werden, in Gebrauch. Im Eisenbahnbetrieb werden sie hauptsächlich benützt, um das Zinnere und Neuere von Kraftstationen, Reparaturwerkstätten, Viehställen, Güterwagen und Bauwerken aller Art anzustreichen. Im Durchschnitt kostet die Streicharbeit mit dem Pinsel 12—15 Cents für 1000 Fuß, während die Kosten für dieselbe Leistung mit der Anstreichmaschine nicht über 1 Cent betragen. Diese Maschinen arbeiten nicht nach dem Prinzip, daß die Farbe gegen den zu streichenden Gegenstand gespritzt wird, denn dies Verfahren wäre zu kostspielig, weil dabei viel Farbe verloren geht. Die Hood'sche Maschine entsendet die Farbe durch einen Schlauch mit einem besonderen Mundstück in Form eines Sprühregens, der einen durchaus gleichmäßigen Leberzug hervorbringt und in Ritze und Spalten eindringt, wie man es mit einem Pinsel nie erreichen könnte. Die Farbe oder Tünche wird durch Luftdruck herausgeschleudert, der durch eine Luftpumpe erzeugt wird, und zwar ist die Einrichtung getroffen, daß man nach kurzer Pumparbeit genügend Druck hat, um wenigstens 10 Minuten lang einen Sprühregen herbeizubringen, bis man von neuem pumpen muß. Die Ventile sind an einer Seite angebracht anstatt direkt unter der Pumpe, so daß die Flüssigkeit mit dem Pumpenkolben gar nicht in Verührung kommt. Dedem in gewöhnlicher Höhe kann man ohne Höherstellen der Maschine mit Hilfe eines längeren Mundstückes erreichen, das beigegeben wird. Die Pumpe ist so eingerichtet, daß die Farbe oder Tünche ordentlich durchgerührt wird, bevor sie heraussprüht. Die Firma Hood fabriziert besondere Farben für die Maschine, es kann aber fast jede Mineral- oder Oelfarbe verwendet werden.

(„Technische Rundschau.“)

Humoristisches.

— **Schraube ohne Ende.** „In Hemdsärmeln kommen Sie hierher aufs Amtsgericht.“ Scheren Sie sich fort!“
„Det jehst nich; id derf doch hier nich den Termin versäumen!“
„Termin haben Sie? Zeigen Sie mal die Vorladung!“
„Det jehst nich; die steckt in mein' Rod.“
„Also ziehen Sie gefälligst Ihren Rod an!“
„Det jehst nich; den hab id zu Hause jelassen.“
„Dann gehen Sie nach Hause und holen Sie den Rod!“
„Det jehst nich; id derf doch hier nich den Termin versäumen!“ (usw. wie oben.)

— **Im Zwange des Gedankens.** Professor: „Waren Sie gestern im Schauspielhaus?“

Dame: „Nein. Ich fühlte mich sehr müde, und bin schon um acht Uhr zu Bett gegangen.“
Professor (zerstreut): „Und war es sehr besucht?“

— **Bekräftigung.** „Ist es wahr, daß Sie Atheist sind?“
„Gott sei Dank hab' ich mich dazu durchgerungen!“
(„Luftige Blätter.“)

Notizen.

— Der Züricher Erziehungsrat erläßt einen Aufruf an die Züricher Lehrerschaft zur Mitwirkung an der Herausgabe einer Sammlung vollständiger Kinderlieder und Kinderspiele.

— Richard Wallentin ist auf mehrere Jahre als Regisseur und Darsteller für das Neue und Kleine Theater verpflichtet worden.

— Auch in München ist die Aufführung von Gehses „Maria von Magdala“ verboten worden.

— Im Residenz-Theater zu Hannover fand Tolstois „Auferstehung“, in der Bühnenbearbeitung von Bataille, großen Beifall.

— Paul Gehses Trauerspiel „Der Heilige“ erzielte bei der Erstaufführung im Hamburger Stadt-Theater einen äußeren Erfolg.

— „Der Lebemann“, eine Operette von Alfred Grünfeld, ist vom Theater des Westens erworben worden.

— Charpentiers „Louise“ fand bei der Aufführung an der Wiener Hofoper eine geteilte Aufnahme.